

Herausgefordert zum Glauben und Bekennen

Vortrag von Schulamtsdirektor Willi Mey

– Gedanken zur Losung der 7. Kirchensynode der
Selbständigen Evangelisch-Lutherischen Kirche (SELK)
vom 2. bis zum 7. Juli 1991 in Wiesbaden –

„Herausgefordert zum Glauben und Bekennen“ – So steht es über unserer diesjährigen Kirchensynode.

Ich muß gestehen: Als ich diese Losung vor einem halben Jahr erfuhr, war mein erster Gedanke: Das ist mal wieder typisch für unsere lutherische Bekenntniskirche. Was auch kommen mag, wir stellen trutzig fest: Wir haben den festen Glaubensgrund, wir haben unsere Bekenntnisschriften ... Lutherische Kirche ist mit den Herausforderungen der Vergangenheit fertig geworden, sie wird auch mit denen der Zukunft fertig werden – „Ein feste Burg ist unser Gott ...“ – Treue zu Schrift und Bekenntnis – punktum – fertig!

Ich hoffe – und ich bin durch den Bericht unseres Bischofs in dieser Hoffnung bestärkt worden –, daß diese Losung so plakativ nicht gemeint ist. Daß sie vielmehr die Bereitschaft signalisiert, ernsthaft darüber nachzudenken, wie die Kirche Jesu Christi auf die Herausforderung unserer Zeit glaubend und bekennend reagieren kann.

Nun haben Sie mich als einen Laien beauftragt, meine Gedanken zu dieser Losung vorzutragen. Ich sehe darin die Bereitschaft, auch auf die Stimmen derer zu hören, die nicht in der theologischen Arbeit der Kirche ihren beruflichen Schwerpunkt haben, sondern einer Tätigkeit im außerkirchlichen Alltag nachgehen – die sich aber in diesem Alltag Hilfe und Geborgenheit von der Kirche erhoffen. Als einen solchen Laie verstehe ich mich.

Damit Sie das, was ich im Folgenden zu sagen habe, entsprechend einordnen können, möchte ich mich Ihnen nun zunächst kurz vorstellen:

– (kurze persönliche Vorstellung) –

Soweit die Anmerkungen zu meiner Person, und nun zu meinen Gedanken zur Losung.

Ich gliedere meine Ausführungen in zwei Abschnitte:

1. Die Herausforderung
2. Konsequenzen

1. Die Herausforderung

Solange es lutherische Kirche gibt, ja solange es Kirche überhaupt gibt, ist diese immer wieder zum Glauben und Bekennen herausgefordert worden – das ist nichts Neues!

Die Notwendigkeit, den Glauben zu formulieren und ihn zu bekennen, zieht sich wie ein roter Faden durch die Kirchengeschichte. Lutherische Kirche als Bekenntniskir

che hat diese Herausforderung in besonderem Maße gesehen. Sie sah sich herausgefordert – durch die Lehren anderer Konfessionen, aber auch durch die Lehrunterschiede innerhalb des Luthertums – und hat darauf mit der immer präziseren Formulierung und Fixierung ihres Bekenntnisses reagiert. Wir alle kennen diese Bekenntnisschriften – wenigstens vom Namen her.

„Glauben und bekennen“ – das bedeutete also in der Vergangenheit für lutherische Christen immer auch „glauben und bekennen in Abgrenzung gegen andere Bekenntnisse“!

Gegenüber diesen Herausforderungen in der Vergangenheit haben wir es – so fürchte ich – heute mit einer umfassenderen, grundsätzlicheren Herausforderung zu tun, die in der geistigen Grundstruktur unserer westlichen (oder sollte ich sagen nördlichen?) Welt begründet liegt.

Je nach Grundposition des Betrachters wird sie beschrieben mit Begriffen wie Zeitenwende, Postmoderne, Fortschrittsglaube aber auch Säkularisierung, Wertverfall, Konsumgesellschaft, Eskalation von Gewalt ...

Es ist sicherlich nicht möglich, im Rahmen meines Referats eine umfassende Analyse all dessen zu liefern, was sich an Vorstellungen hinter diesen Begriffen verbirgt – Sie alle kennen sicherlich Veröffentlichungen hierzu und werden auch, je nach persönlicher Situation, unterschiedliche Positionen bei der Beurteilung dessen beziehen, was sich hinter den Begriffen verbirgt.

Der Sachverhalt, um den es geht, wird von Franz-Xaver Kaufmann, dem Direktor des Instituts für Bevölkerungsforschung und Sozialpolitik in Bielefeld mit dem Begriff „Tradierungskrise“ beschrieben:

„Neu ist nicht der Rückgang kirchlich-religiöser Bindung, sondern die Bewußtheit, mit der wir diesen Rückgang erleben ... Es handelt sich dabei nicht (wie in der Vergangenheit) um ein ... zyklisches Phänomen, sondern um eine historisch noch nie dagewesene Herausforderung ... Sie wendet sich ... weniger an den einzelnen Christen (ich füge hinzu: die einzelne Konfession), sondern betrifft vielmehr die Gesamtverfassung des Christentums unter den Bedingungen einer religiös weitgehend indifferenten Kultur, die das Christentum bewußtseinsmäßig ‚hinter sich hat‘.“¹)

Machen wir uns das bewußt: Wir leben in einer Kultur, die das Christentum bewußtseinsmäßig „hinter sich hat“!! Und in einem durch diese Kultur geprägten Alltag!

Kaufmann belegt seine Feststellung mit dem Begriff „Modernisierung“ und spricht vom „historischen Trend des Bedeutungsverlustes religiöser Sinnggebung für immer mehr Lebensbereiche. Zuerst die Wirtschaft, dann aber auch die Wissenschaft und Politik haben sich immer mehr ... verselbständigt und aus den kirchlich-christlichen Deutungsansprüchen emanzipiert. Sie legitimieren sich heute durch eigene Theorien und Ideologien und es hat den Anschein, als ob in jüngster Zeit auch die Familie sich

¹ Franz-Xaver Kaufmann: Die heutige Tradierungskrise und der Religionsunterricht; in: Religionsunterricht – Aktuelle Situation und Entwicklungsperspektiven; herausgegeben vom Sekretariat der kath. Bischofskonferenz; Bonn 1989, S. 60ff.

immer mehr den religiösen Deutungsansprüchen entziehe. Das Christentum bildet nicht mehr das Dach unserer Kultur“.²⁾

Allerdings ist an seine Stelle auch „keine andere Instanz oder Sinnwelt getreten, welche die Einheit unserer Kultur verbürgt ... Unsere Kultur hat auf die Vorstellung einer ... letzten Wahrheit verzichtet und beruft sich dem gegenüber auf den notwendigen Pluralismus der geistigen Strömungen, die nur in ihrer Konkurrenz der Wahrheitssuche dienen können ... Ein Korrelat dieses Pluralismus ist dann folgerichtig der Individualismus. Wo keine verbindliche Wahrheit mehr ... definiert werden kann, muß es dem Individuum überlassen bleiben; selbst Präferenzen zu bilden ... Der Einzelne wird auf sich selbst als letzte Entscheidungsinstanz zurückgeworfen.“³⁾ Von daher wird verständlich, daß man immer mehr dazu neigt, sich von Mächten zu distanzieren, die einem eine Ordnung empfehlen oder gar aufzwingen wollen. Soweit Kaufmann.

Zwar leben wir offiziellen Dokumenten und Verlautbarungen gemäß immer noch in einer christlich-abendländischen Tradition. Das Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland weist in seiner Präambel auf die „Verantwortung vor Gott und den Menschen“⁴⁾ hin. Bundespräsident Richard von Weizsäcker stellt fest: „Der Mensch ist der unverwechselbare, einmalige, persönlich von Gott Gerufene. Das macht ihn zur Person. Seine Würde ist unantastbar.“⁵⁾ Doch spiegeln solche Formulierungen längst nicht mehr die Grundhaltung wider, nach der sich menschliches Miteinander in unserem Alltag abspielt.

Dieser Alltag – so scheint mir – orientiert sich eben in zunehmendem Maße nicht mehr an der von Gott gegebenen Würde des Menschen. In dem Maße, in dem der Mensch zur letzten Instanz, zum Maß aller Dinge wird, ist er in der Gefahr, gerade diese Würde und damit auch seine Freiheit einzubüßen – also genau das Gegenteil dessen zu erreichen, was durch die Ablehnung der übergeordneten religiösen Instanz angestrebt worden war.

Ich beobachte Folgendes:

a) Der Egoismus und die Möglichkeiten seiner Entfaltung nehmen zu!

Wenn ich selbst zur letzten Instanz für meine Entscheidungen werde, dann entscheide ich mich in der Regel für mich! Das ist für uns Christen nichts Neues. Wir bezeichnen das mit dem „alten Adam in uns“, sprechen von der Erbsünde. Hoimar v. Dithfurth meint wohl den gleichen Sachverhalt, wenn er vom „Neandertaler in uns“ spricht. Oberstes Prinzip meines Handelns wird: Es soll mir gut gehen (Schlagertitel: Ich will Spaß! Ich geb Gas!).

Doch dort, wo Menschen ohne Gott ihre eigenen Interessen zum Maß aller Dinge machen, da bleiben Mitmenschen oder Schöpfung leicht auf der Strecke: das Kind im Mutterleib, der Behinderte, der Arbeitslose, der Ausländer, ...

² A.a.O., S. 67ff.

³ Kaufmann. a.a.O. S. 68

⁴ Grundgesetz für die Bundesrepublik Deutschland vom 23. Mai 1949, Präambel

⁵ Zitiert nach: Richard von Weizsäcker – Profile eines Mannes, hg. von Werner Filmer und Heribert Schwan, München 1984, S. 103

Und wenn das ganze Leben in zunehmendem Maße zur Show degradiert und der menschliche Körper zum Showobjekt degeneriert, wenn nur der etwas gilt, der „in“ ist, dann bekommt auch das Wort „Liebe“ einen schlimmen Beigeschmack! Ich will hier keinen Kulturpessimismus verbreiten. Ich verkenne nicht die phantastischen Möglichkeiten zur Information, zur Entspannung, zur kulturellen Bereicherung, die unsere elektronischen Medien bieten. Aber ich verweise auf mittlerweile vorliegende Untersuchungen, die davor warnen, daß wir uns zu Tode amüsieren.⁶⁾

b) Ein zweiter Aspekt: Der Druck auf den Menschen nimmt zu! Und zwar in mehrfacher Hinsicht:

– Einmal ist ein einzelner Mensch mit der Notwendigkeit, selbst letzte Instanz für moralische Entscheidungen zu sein, auf Dauer überfordert.

– Zum anderen steht er, um gesellschaftliche Anerkennung zu erlangen, um sich vor sich selbst und anderen zu rechtfertigen, aber auch um sich den Konsum, den er anstrebt, leisten zu können, unter massivem Leistungsdruck.

Und wenn er es nicht „bringt“? Wenn er sich vor sich selbst und anderen nicht durch Leistung rechtfertigen kann“?

Dann ist die Gefahr des Scheiterns besonders hoch. Immer mehr Menschen zerbrechen daran, daß sie entweder die erwartete Leistung nicht bringen, daß sie ihr Leben selbst als hohl und leer begreifen. Sie suchen Hilfe – aber in der Regel nicht im christlichen Glauben. Die Sprechzimmer der Therapeuten sind übervoll⁷⁾ und – was ich als besonders beängstigend empfinde – die Regale mit esoterischer Literatur in Buchhandlungen und Kaufhäusern werden immer länger.

c) Und ein drittes: In einer Welt der rapiden technischen Entwicklung entgleitet diese immer mehr der menschlichen Kontrolle.

Der Zauberlehrling-Effekt tritt ein. In einer Welt der Freiheit scheinen wir immer mehr zum Sklaven des Fortschritts zu werden. Ich verweise auf die subtilen Mechanismen der Werbung, auf unsere Abhängigkeiten von Fernsehprogrammen, auf die Sucht, stets das Neueste zu besitzen, aber auch auf brennende Ölfelder, das Ozonloch oder die Verkehrssituation in unseren Großstädten. Ich erinnere daran, daß wir häufig nicht mehr fragen „Was brauche ich?“ sondern „Was kann ich mit dem anfangen, was ich kaufe?“ Und ich erinnere auch an die Eigendynamik, die z. B. das Wettrüsten entwickelt hat. Ich meine, daß Horkheimer/Adorno dies sehr dezidiert in ihrer „Dialektik der Aufklärung“ beschrieben haben.

Zusammenfassend stelle ich fest:

In einer Zeit, die sich vom einheitlichen Weltverständnis christlicher Prägung auf ein pluralistisch-individualistisches Verständnis zurückgezogen hat, nehmen Lieblosig

⁶⁾ Äußerungen zur Bereicherung / Gefährdung durch moderne Massenmedien u.a., Neil Postman: Das Verschwinden der Kindheit; Frankfurt/Main 1987; ders.: Wir amüsieren uns zu Tode; Frankfurt/Main 1985

⁷⁾ Christa Meves: Am Anfang steht immer die Angst; in: Wohin gehen wir? – Orientierungspunkte; Freiburg i. Br. 1984, S. 32

keit, Druck auf den Menschen und Abhängigkeit von der Technik in erschreckendem Maße zu. Menschliche Würde und menschliche Freiheit sind in Gefahr.

Nun gibt es durchaus Reaktionen auf diese Situation – in begrenztem Umfang und sicherlich eher in den Köpfen von Wissenschaftlern und Philosophen verschiedener Provenienz als im Alltag.

Ich nenne den Moralphilosophen Hans Jonas mit seiner Betonung des Prinzips der Verantwortung.⁸⁾ Er ist als ein Beispiel für den Versuch zu sehen, in die menschliche Vernunft und damit an die Verantwortung für die folgenden Generationen zu appellieren.

Und die Kirchen – wie reagieren sie auf die Tradierungskrise, auf diese Verselbstständigung, Eigengesetzlichkeit und Eigendynamik des Alltags, den Pluralismus, den Individualismus und die Gefahren der Entwicklung?

Nun, ich habe den Eindruck, daß das zunehmende Auseinanderklaffen zwischen christlicher Botschaft und der Eigengesetzlichkeit des Alltags in der Regel nicht ausgehalten wird.

Für mich zeichnen sich Fluchtbewegungen in zwei unterschiedliche Richtungen ab:
1. Richtung: Die transzendente und eschatologische Dimension des christlichen Glaubens wird negiert – es bleibt eine weltliche Heilslehre übrig, in der die christlichen Begriffe Staffagen, Versatzstücke werden.

Kürzlich nahm ich an einer Trauung in einer landeskirchlichen Nachbargemeinde teil. Schon beim ersten Gebet wunderte ich mich: Dies war kein Gespräch mit Gott, dies war ein Aufruf zum gemeinsamen Nachdenken über die Ehe, ihre Freude und ihre Gefährdungen. Und in der Predigt fiel der Satz: „Und wenn Ihr Euch in Eurer Ehe besonders verbunden fühlt, Freud und Leid miteinander teilt, dann spürt Ihr etwas davon, was die christliche Tradition Gott nennt“. Ist das der Gott der Bibel?

Oder aber man schreibt die Bemühungen Carl Fr. v. Weizsäckers und anderer in seinem Umfeld auf die kirchlichen Fahnen. So sehr ich deren Analyse der Weltsituation teile, so sehr ich die Notwendigkeit christlichen Handelns auch in diesem Kontext verstehe und die Konsequenz dieser Aussagen bewundere – Versuche, das Neue Testament zu einem Regelbuch für Weltpolitik zu machen, verkennen zweifellos die Vorläufigkeit dieser Welt und ihre sündhafte Verstrickung. Wenn Weizsäcker schreibt „Die alte Ethik der Nächstenliebe reicht aus, wenn wir sie auf die Realitäten der technischen Welt anwenden ... Das revolutionärste Buch, das wir besitzen, das Neue Testament, ist nicht erschöpft.“⁹⁾, dann liegt wohl der Irrtum darin, daß hier den Menschen suggeriert wird, sie könnten auf sich gestellt all das vollbringen, was Jesus in der Bergpredigt fordert.

Eine zweite Möglichkeit, dem Spannungsverhältnis zwischen Transzendenz und Alltag aus dem Wege zu gehen, liegt in der „Flucht in die Innerlichkeit“. Da wird die Frömmigkeit zu etwas ganz Persönlichem, da wird Glaube ausschließlich auf das

⁸⁾ Hans Jonas: Das Prinzip Verantwortung, Frankfurt/M. 1989

⁹⁾ in: Bedingungen des Friedens (Rede bei der Entgegennahme des Friedenspreises des deutschen Buchhandels am 13.10.1963), veröffentlicht in: C. F. von Weizsäcker: Ausgewählte Texte, München 1987, S. 41

ewige Heil hin bedeutsam, da werden Werke nur noch unter dem Aspekt gesehen, daß sie nicht zum ewigen Heil beitragen – und der Alltag hat mit all dem nichts zu tun.

Lasten wir die zuerst genannte Verengung der christlichen Botschaft auf eine irdische Heilslehre gern unserem protestantischen Umfeld an, so sollten wir uns selbst kritisch fragen, ob die zuletzt genannte Verengung auf einen verinnerlichten Glauben ohne Außenwirkung nicht unsere Gefahr ist.

Glauben und bekennen heute, das bedeutet: Glauben und Alltagserfahrung in Einklang bringen. Das heißt konkret, 2000 Jahre alte Glaubensaussagen so zur Sprache bringen, daß sie für das Leben im 20./21. Jahrhundert mit all seiner Eigengesetzlichkeit und seinen Gefährdungen bedeutsam werden. Das bedeutet auch, zwei Bereiche miteinander zu vernetzen, aufeinander zu beziehen, die in zunehmendem Maße vordergründig nichts miteinander zu tun zu haben scheinen.

Gerade diese Vernetzung brauchen wir, wenn wir den Alltag im Sinne Luthers als Gottesdienst begreifen wollen – und wenn wir wollen, daß unsere Verkündigung ankommt.

Damit komme ich zum 2. Teil meiner Ausführungen:

Konsequenzen für unsere Kirche

Ich betone es noch einmal: Ich bin der festen Überzeugung, daß die Kirche Jesu Christi ihrem Auftrag in der heutigen säkularisierten Welt nur dann gerecht wird, wenn es ihr gelingt, das Spannungsverhältnis zwischen transzendentelem und profanen Aspekt, zwischen Lehre und Alltag, zwischen Innerlichkeit und Handeln auszuhalten. Wenn es ihr gelingt, so zu lehren und zu verkündigen, daß der Glaube seinen bestimmenden Platz im Leben eines Christen erhält und dieser in der Freiheit der Kinder Gottes liebend sein Leben gestaltet.

Ich halte es in diesem Zusammenhang für notwendig, in unserer Kirche einiges zu überdenken – nicht bezüglich der zentralen Lehraussagen der Kirche, wohl aber bezüglich einzelner Schwerpunkte.

Zur Zeit scheint mir die Beschäftigung mit inhaltlichen theologischen Fragen ein zu massives Übergewicht zu haben gegenüber der Frage, wie wir zentrale Aussagen an den Mann/die Frau/das Kind bringen bzw. im Alltag der Gemeinde wirksam werden lassen können.

In einzelnen Formulierungen – auch in den Berichten zu dieser Synode – entdecke ich allerdings Anzeichen, sich mit diesem Problemfeld etwas intensiver auseinanderzusetzen zu wollen. So z.B. in den Berichten über die Jugendarbeit und die Diakonie, in den Vorschlägen für die Gestaltung des kirchlichen Unterrichts aber auch erfreulicherweise im letzten Satz des Berichts der theologischen Kommission, in dem die Erwartung ausgedrückt wird, daß sie „nicht nur die theologische und kirchliche Traditionspflege betreibt, sondern vom festen Fundament in Schrift und Bekenntnis her

sich den Fragestellungen unserer Zeit an Glaube und christliches Leben zuwendet.“¹⁰)

In diesem Sinne möchte ich auch die folgenden Vorschläge (oder sollte ich besser sagen Bitten?) verstanden wissen.

2.1. Lassen Sie uns aus der Fülle unseres Bekenntnisses die zentralen Glaubensaussagen eindeutiger und verständlicher für alle herauschälen!

Wenn wir den Versuch unternehmen, den Christen heute dabei zu helfen, Glauben und Alltag in Einklang zu bringen, dann müssen wir alle wissen, worauf es denn eigentlich ankommt und wie das, worauf es ankommt, mit meinem Leben vernetzt werden kann. Wir sprechen im pädagogischen Bereich von didaktischer Analyse (Klafki) und didaktischer Reduktion – genau das meine ich hier. D.h.: Untersuchung der Sache auf ihre wesentlichen, unverzichtbaren Elemente, Formulierung in einer Sprache, die der Adressat versteht unter Berücksichtigung der Lebensumstände und Alltagserfahrungen des Adressaten. Das müssen wir auch bezüglich unseres Bekenntnisses leisten – übrigens das gleiche, was Luther mit den Kleinen Katechismus für seine Zeit beispielhaft geleistet hat.

Für mich könnte eine solche didaktische Reduzierung unseres Glaubens heute in folgendes Bekenntnis münden:

1. Ich glaube, daß es einen lebendigen Gott gibt, der die Welt und damit auch mich geschaffen hat und mit dem ich ganz persönlich im Gebet sprechen kann.
2. Dieser Gott hat für uns Menschen ein Leben vorgesehen, in dem wir ihn lieben und in dieser Liebe Verantwortung füreinander und für die Welt üben.
3. Wir Menschen werden in unserem Egoismus aus eigener Kraft dem Liebesanspruch Gottes nicht gerecht. Diese Abwendung von Gottes Anspruch nennt die Bibel Sünde. Wir begeben uns damit in die Gottesferne und haben dafür Gottes zeitlichen und ewigen Zorn verdient.
4. Trotzdem will Gott nicht, daß Menschen in dieser Gottesferne bleiben. In Jesus Christus, ist er selbst Mensch geworden. Dies ist ein Wunder, das ich nicht erklären kann. In ihm hat er uns nicht nur seinen Willen offenbart, sondern auch durch seinen Tod und durch seine Auferstehung für uns Vergebung unserer Schuld vor Gott und ein ewiges Leben nach dem Tod ermöglicht.
5. Wer dieses Geschenk der Vergebung glaubend annimmt, wird frei von der Gewalt der Sünde und in dieser Freiheit befähigt, in aller Unvollkommenheit und mit allen Rückfällen in Dankbarkeit Gottes Liebesgebot nachzukommen.
6. Ich glaube allerdings, daß die Erkenntnis der Sünde und die Liebe im Alltag nur durch Gottes Wirken in mir möglich ist.

¹⁰ Berichte zur 7. Kirchensynode in Wiesbaden 1991, Band 2, 5-02, S. 2

Dies sind – bei aller Vereinfachung – für mich die zentralen Aussagen unseres Bekenntnisses, formuliert in einer Sprache, wie sie unsere Umwelt – vielleicht – noch versteht.

Ich habe hier bewußt die beiden Begriffe benutzt, die auch bei der Darstellung der Herausforderung eine Rolle spielten: „Freiheit“ und „Liebe“. Hier ergeben sich Verknüpfungen zwischen den Vorerfahrungen des Alltags und unserer Botschaft, die aufgegriffen und vertieft werden können: „Du brauchst dich nicht selbst zu rechtfertigen – du bist von Gott angenommen, wie du bist. Und wenn du schuldig wirst, kannst du zu ihm zurückkommen – du bist als Kind Gottes frei.“ Und: „Nach Gottes Willen stehst du nicht für dich im Mittelpunkt, sondern der andere! Gott liebt dich – deshalb kannst du auch Liebe üben und Liebe zum Prinzip deines Lebens werden lassen!“

Wenn wir uns diese „essentials“ unseres Glaubens bewußt gemacht haben, so kann das weitere inhaltliche Konsequenzen haben:

2.2.: Lassen Sie uns bei unserem Glauben und Bekennen die drei Aspekte „Schöpfung“, „Erlösung“ und „Heiligung“ in gleicher Weise umfassend entfalten.

Wir lutherischen Christen neigen dazu, zunächst und vor allem ein eindeutiges Erlösungsbekenntnis abzugeben. Das ist gut so! Aber es führt in der Regel auch dazu, daß die Predigt des Evangeliums differenzierter geschieht als die Predigt des Gesetzes und daß dabei Fragen der Schöpfung zu kurz kommen. Auch wenn es zweifellos richtig ist, die Tatsache der Rechtfertigung durch den Glauben immer wieder in den Mittelpunkt zu stellen, so wird diese doch ohne eine umfassendere Auseinandersetzung mit Fragen der Schöpfung und der Heiligung nicht mehr verstanden. Denn diese beiden Bereiche schlagen die Brücke zum menschlichen Alltag. Weil ich weiß, daß Fragen des Gesetzes und damit Fragen der Werke eine sensible Stelle in unserem lutherischen Bekenntnis berühren, will ich mich hiermit etwas ausführlicher beschäftigen:

Ich meine, daß eine Beschäftigung mit dem Gesetz aus mehreren Gründen nötig ist:

Zum einen, weil wir selbst und unsere Umgebung sonst die Botschaft von der Erlösung nicht mehr verstehen. Weil sonst unser Sündenbekenntnis zum Ritual erstarrt. Weil sonst das „Trauern um unsere Sünde“ nicht mehr möglich wird. Zum anderen, weil uns nur so unsere Heiligung auch gelingen kann. Wie kann ich in Dankbarkeit für Gottes Gnade seinen Willen tun, wenn ich nicht definiere, was er in meinem Alltag eigentlich von mir erwartet? Wir leben in der Heiligung schon jetzt im Reich Gottes, für das Jesus klare Aussagen gemacht hat. Sein Wille ist radikal – und was er sagt, das meint er auch.

Hier stellt sich die Frage nach der Funktion der Werke, dem Stellenwert der Bergpredigt und in diesem Zusammenhang auch die Frage nach der Notwendigkeit politischen Handelns.

Luthers Ausführungen zu den beiden Regimenten können uns hier wertvolle Hilfe geben – wobei ich nicht verhehlen will, daß gerade die sogenannte „Zwei-Regimenten-Lehre“ häufig mißverstanden wurde. Dietrich Bonhoeffer hat möglicherweise Recht, wenn er feststellt, daß man als Lutheraner „... die Nachfolge Jesu (häufig) den Gesetzlichen, den Reformierten oder den Schwärmern ... überließ, alles

um der Gnade willen ... daß man die Welt rechtfertigte und die Christen in der Nachfolge zu Ketzern machte. Ein Volk war christlich, war lutherisch geworden, aber auf Kosten der Nachfolge“.¹¹⁾

Dies muß bei uns lutherischen Christen nicht so sein! Elert stellt in seinem „Christlichen Ethos“ unmißverständlich fest: Luthers Lehre recht verstanden meint aber eben keinen „libertinistischen Abgrund“¹²⁾, der sich hier vor einem auftut, betont er doch immer wieder den „neuen Gehorsam“, in dem der Christ als „Diakon Christi“¹³⁾ seinen Alltag gestaltet. Und zwar mit aller Radikalität, deren er in der Vorläufigkeit und Sündhaftigkeit dieses irdischen Lebens fähig ist.

Ich finde, dies ist einfach, tröstlich und faszinierend zugleich: Gegen alle Schizophrenie eines Sonntagschristentums malt er uns vor Augen, wie unser Alltag dadurch zum Gottesdienst wird, daß wir ihn in dankbarer Liebe leben. Da geht es dann nicht mehr darum, sich an Einzelschriften zu orientieren – da steht das Wissen darum im Mittelpunkt, daß ich von Gott geliebt werde und deshalb zur Liebe befähigt bin. Diese Liebe wird dann zur Richtschnur, an der ich mein Handeln grundsätzlich orientiere – bei allen unterschiedlichen Lösungskonzepten, die möglicherweise dabei herauskommen. Da kann ich dann auch sogar Paulus in seiner Zeitgebundenheit sehen und in konkreten Einzelfragen andere Vorstellungen und Handlungsweisen entwickeln. Ich denke dabei u.a. an die Stellung der Frau in der Kirche, aber auch um die Frage, was Gehorsam gegenüber der Obrigkeit heute bedeutet.

Ich empfinde es bei privaten, beruflichen und politischen Problemen und Diskussionen als Lutheraner äußerst hilfreich, meine Alltagsentscheidungen immer wieder auf die Grundfrage zurückkehren zu können: Handele ich hier in der Liebe? Steht hier das Wohl von Menschen, das Wohl der Schöpfung im Vordergrund?

Mir fällt in diesem Zusammenhang ein Wort des Kirchenvaters Augustin ein: „Liebe, und dann tue, was du willst!“

Gerade diese Freiheit bewahrt mich davor, kleinlich die Bibel als politisches Rezeptbuch zu benutzen oder der Hybris zu verfallen, als Christ politisch klüger zu sein als andere. Ich bin nicht der Verpflichtung entbunden, mich fachlich zu qualifizieren und meine Entscheidungen fachlich hinterfragen zu lassen. Und ich lebe auch hier von der Vergebung!

Gerade wenn wir hier sauber differenzieren, können wir uns – ohne mißverstanden zu werden – einer gründlicheren Beschäftigung mit der Heiligung zuwenden. Wir werden vor allem jene helfen können, die von der Politisierung im kirchlichen Raum abgestoßen werden, durchaus aber deutliche Leitlinien und Hilfen für ihr Leben von der Kirche erwarten.

2.3 Lassen Sie uns dabei nicht wieder in eine andere Art von Gesetzlichkeit verfallen

Als Student fragte mich ein junger Chemiker: „Warum macht mir die Kirche den Glauben so schwer? Warum muß ich Dinge für wahr im naturwissenschaftlichen Sinne halten, nur weil sie in der Bibel stehen?“ Und er nannte den Schöpfungsbericht

¹¹⁾ D. Bonhoeffer: Nachfolge – zitiert nach: Theologie des 20. Jahrhunderts, München 1989

¹²⁾ Elert: Das christliche Ethos, Tübingen, S. 314ff.

¹³⁾ Elert: a.a.O. S. 314ff.

Gen. 1 und die drei Tage, die Jonas im Bauch des Fisches verbrachte. Genauso könnte ein Sprachwissenschaftler fragen: „Muß ich alles vergessen, was ich über Textsorten gelernt habe, über Fabeln, Märchen und Legenden, wenn ich die Bibel in die Hand nehme?“ Gibt es nicht andere Wahrheiten als die des tatsächlichen So-passiert-seins?

Wir müssen aufpassen, daß wir keine neue Gesetzesreligion aufbauen: Fürwahrhalten bestimmter zeitgebundener naturwissenschaftlicher Aussagen als Voraussetzung für den Empfang göttlicher Gnade! – Dies hat mit der Freiheit der Kinder Gottes wenig zu tun – und auch nichts mit der Liebe den Menschen gegenüber, denen wir damit den Zugang zum Heil erschweren. Ich meine hier u.a. den Umgang mit bestimmten Formen der historisch-kritischen Forschung – ein Problem, das ja wohl nicht unerheblich ist, wenn es um unsere Gemeinschaft mit lutherischen Kirchen geht, die sich gegen uns abgrenzen. Eine Frage aber auch, die zu Spannungen in unserer Kirche führt. Hier gibt es viel Verkrampfung und viele Purzelbäume bei uns, die den wirklich Suchenden außerhalb unserer Kirche den Zugang erschweren. „Ja, wenn ich das alles auch noch glauben muß ...“

2.4. Lassen Sie uns den Umgang mit der eigenen Tradition überdenken!

Ich nenne als ein Beispiel die liturgischen Formen unserer Gottesdienste. Um es vorwegzunehmen: Ich liebe unsere Liturgie!! Ich singe gern und freudig die einzelnen Teile. Als langjähriger Chorleiter und Posaunenwart bin ich stolz auf unsere kirchenmusikalische Tradition und dankbar dafür, daß wir mit bescheidenen finanziellen und personellen Mitteln so viel an Qualität und geistiger Ausstrahlung erreichen.

Und dennoch frage ich: In welchem Umfang hat all dies noch dienende oder schon dominierende Funktion – wieweit fördern oder hindern diese Formen den Zugang für die, die Botschaft vom Heil suchen? Öffnen wir uns ausreichend neueren Formen? Hatte Luther bei aller Bewahrung herkömmlicher Formen bei seiner Reform des Gottesdienstes doch vor allem eins im Auge: „Die summa soll sein, ... damit das Wort recht in Übung kommt ... Es ist alles besser unterlassen als das Wort, und es ist nichts besser getrieben als das Wort.“¹⁴⁾

Und an anderer Stelle: „Vor allen Dingen will ich sehr freundlich, auch um Gottes willen, alle diejenigen gebeten haben, die diese Ordnung sehen und befolgen wollen, daß sie ja kein notwendiges Gesetz daraus machen noch jemandes Gewissen darein verstricken oder fangen, sondern sie gemäß der christlichen Freiheit nach ihrem Belieben gebrauchen, wie, wo, wann und wie lange es die Umstände fügen und erfordern.“¹⁵⁾

Stehen wir nicht in der Gefahr, diese Formen wieder einzufrieren – Buchstaben lutherischen Gottesdienstes werden wichtiger als das dahinterstehende Prinzip? Ist das dann noch lutherisch, d. h. im Sinne Luthers?

Unser Verhältnis zur Tradition – damit ist aber auch die Frage aufgeworfen, wieweit Schwerpunkte in unseren Bekenntnisschriften historisch begründet sind. Wir sind dankbar dafür, daß Luther die Botschaft von der Rechtfertigung des Sünders aus

¹⁴ Martin Luther: Von Ordnung Gottesdiensts in der Gemeinde, zitiert nach: Luther, Martin: Ausgewählte Schriften, Frankfurt/Main 1982, S. 31

¹⁵ A.a.O. S. 74

Gnaden wieder so klar ans Licht gebracht hat. Aber manchmal habe ich den Eindruck, als ob Luther selbst viel kraftvoller, plastischer und lebensnaher mit dem Aspekt der Heiligung umgeht, als dies die Bekenntnisschriften in ihrer mitunter starren, vielleicht notwendig starren Abgrenzung gegen andere Lehren tun. Ist es dort nicht der historisch begründeten Pointierung der Frage nach dem gnädigen Gott zuzuschreiben, daß in diesen Schriften die intensive Beschäftigung mit der Rechtfertigung gegenüber der Heiligung ein solches Übergewicht hat? Daß die Frage nach den guten Werken stärker unter dem Gesichtspunkt erörtert wird, ob sie zum Heil beitragen als unter dem Gesichtspunkt des praktischen Lebensvollzugs?

Nach diesen Fragen, die sich mit Schwerpunkt4en innerhalb der kirchlichen Lehre und des kirchlichen Lebens beschäftigen, richte ich das Augenmerk nun auf die andere Seite:

2.5. Kirche sollte sich mehr mit dem Alltag der Menschen beschäftigen!

Der Psychologe und Pädagoge Hans Aebli schreibt: „Wir sind als Lehrer dann erfolgreich, wenn wir aus unserer Kenntnis der Werte, die in der Welt des Schülers lebendig sind, am rechten Ort anknüpfen. Aber dazu müssen wir von dieser Welt Kenntnis nehmen, und das setzt voraus, das wir es wagen, einige Schritte in sie hinein zu tun.“¹⁶)

Das, was hier für die Schule formuliert wird, gilt in gleicher Weise auch für unsere Verkündigung.

Dies beginnt damit, daß alle, die in der Kirche lehren, verkündigen, seelsorgerliche Gespräche führen ... intensive Kontakte zum Alltagsleben der Gemeindeglieder pflegen. Sie müssen einfach wissen, was draußen los ist! Wer mit Jugendlichen zu tun hat, die die BRAVO lesen, muß hin und wieder auch die BRAVO lesen! Wir alle, Pfarrer und sog. Laien sollten uns im Rahmen der Möglichkeiten und Fähigkeiten in öffentliches Leben einbinden – in Schule, Verbände, Vereine ... Dies führt nicht nur zur besseren Realitätssicht, sondern fördert auch die Glaubwürdigkeit unserer Kirche in der Öffentlichkeit. Daß dies so ist, ließe sich leicht durch Beispiele aus unseren Gemeinden – auch aus meiner eigenen Gemeinde – belegen. Die Analyse der Ausgangslage der Schüler ist zentraler Bestandteil einer Vorbereitung des Lehrers – soll es bei der Predigtvorbereitung eines Pfarrers anders sein? Dafür brauchen wir entsprechendes Handwerkszeug! Ich vermisse in den Beschreibungen der Arbeit im praktisch-theologischen Seminar eine umfassendere Beschäftigung mit psychologischen, kommunikationstheoretischen und soziologischen Fragestellungen.

Was wissen wir in unserer Kirche, was wissen unsere Pastoren über:

- den Einfluß von Bedürfnissen auf menschliches Handeln,
- den Ablauf von Lernprozessen – und hier u.a. über Motivationstheorien und Fragen des Transfers,
- die verschiedenen Aspekte eines Kommunikationsprozesses,
- Theorien zur Konfliktlösung, Konfliktverhinderung,
- Sozialisationstheorien

um nur einige Bereiche zu nennen.

¹⁶ Hans Aebli: Grundlagen des Lernens, Stuttgart 1987, S. 164

Und wir werden nicht darauf verzichten können, unabhängig von der Antwort, die wir auf die aufgeworfenen Fragen geben, uns erst einmal mit Problemen des Alltags sachgerecht inhaltlich auseinanderzusetzen – ob diese nun ökologischer, politischer oder sozialer Art sind. Ob sie Golfkrieg, Arbeitslosigkeit oder Schwangerschaftsabbruch heißen. Und zwar dann, wenn sie dran sind – und nicht erst, wenn der Druck von außen so groß ist, daß man nicht mehr anders kann. Auch hier nicht im Sinne politischer Einmischung, wohl aber im Sinne sauberer Information und Hilfestellung für verantwortliches christliches Handeln.

Und dann, wenn wir Lehre und Alltag in ihren Beziehungen zueinander bedacht haben:

2.6. Lassen Sie uns bitte konkret werden – konkret im Sinne derer, denen wir unseren Glauben verkündigen!

Aus einer nordhessischen Anekdotensammlung stammt folgende Geschichte: Die Ehefrau kommt aus dem Gottesdienst, ihr Mann fragt sie: „Worüber hat der Pfarrer gepredigt?“ – „Über die Sünde.“ – „Was hat er gesagt?“ – „Er ist dagegen!“. Damit war die Angelegenheit der Sonntagspredigt für ihn erledigt. Sie schmunzeln – gut – aber verbirgt sich dahinter nicht eine bittere Wahrheit? Stehen wir nicht in der Gefahr, ein in sich geschlossenes Lehrsystem zu entfalten, das man sich am Sonntag gern mal anhört, vielleicht auch noch in der täglichen Andacht mit dem Feste-Burg-Kalender anliest, das aber eigentlich als monolithischer Block neben unserem Alltag steht?

Gehen wir auf die Fragen ein, die die Menschen heute bewegen: Wie gestalte ich mein Leben lebenswert? Wie schaffe ich mir und meinen Kindern eine sichere Existenz? Wie werde ich mit meiner Zukunft zurechtkommen? Oder beantworten wir auch dann immer wieder hauptsächlich die Frage nach dem gnädigen Gott, wenn sie niemand gestellt hat? Vergessen wir nicht mitunter, daß diese Frage erst einmal in den Fragehorizont gerückt werden muß, bevor sie beantwortet werden kann?

Wer Antworten auf Fragen bekommt, die ihm keine sind, hört nicht mehr zu! Dies heißt beileibe nicht, daß wir die Predigt von Gesetz und Evangelium vernachlässigen sollen – aber können wir nicht auch hier von Jesus lernen? Ging nicht auch er erst einmal ganz konkret auf die irdischen, leiblichen Nöte ein? Er heilte, er speiste Hungernde, er tröstete und er wurde glaubwürdig, wenn er dann vom Reich Gottes erzählte! Und wie plastisch erzählte er! Gleichnisse, anschauliche Bilder des Lebens der damaligen Zeit. Nicht nur so als rascher Einstieg in eine Predigt, um dann schnell wieder ein abstraktes Lehrgebäude aufzubauen, sondern ein wirkliches Bilderbuch Gottes (Thielecke).

Konkretion ist gefragt – weil sie ehrlicher, mitunter auch unangenehmer ist. Und wenn wir uns – wie ich vorgeschlagen habe – wirklich mit dem Leben der Menschen beschäftigen, dann schaffen wir das auch!

2.7. Dichter an die Menschen heran – das heißt auch: Ganzheitlicher denken und handeln!

Es gibt Menschen, die stehen in den Randbezirken unserer Gemeinden und sind auch leider wenig im Gottesdienst anzutreffen. Wenn aber etwas in der Gemeinde

praktisch zu tun ist, dann sind sie ansprechbar und auch mit Eifer dabei. Für sie ist praktisches Tun die Lebensmitte – gehen wir doch mehr darauf ein. Haben wir je bedacht, daß Christen nicht nur ihren Kopf sonntags zur Kirche schicken, nicht nur mit ihrem Kopf zur Gemeinde gehören, sondern mit ihrem ganzen Körper?

Grundsätzlich ist ja lutherische Kirche durch ihren sakramentalen und liturgischen Reichtum stärker auf Anfassen, Bewegen, Schmecken und Fühlen angelegt – aber eben auch meist nur in starren historisch festgelegten Formen. Hier wünsche ich mir auch, daß wir offener, freier und vor allem phantasievoller werden.

Ein eher abschreckendes Beispiel dafür, wie es mit der Ganzheitlichkeit und Erfahrungsnähe in unserer Kirche aussieht, war für mich unser letzter Kirchentag in Frankfurt/Höchst. „Mit Christus leben“ – davon hatte ich mir neben der Betonung der Ursachen des Lebens auch Anregungen und Hilfen für den Alltag mit Christus versprochen. Von einigen Arbeitsgruppen abgesehen, war davon wenig zu spüren. Der Tenor aller Predigten am Vor- und Nachmittag war klar: Jesus ist kommen, die Ursache zum Leben – so – nun freut euch!!

Und weil sie das nun schon lange genug gehört hatten, saßen bei der Nachmittagsveranstaltung fast alle Jugendlichen draußen am Wasser, dösten und warteten drauf, daß man irgendwann drinnen einmal fertig werden würde. Und weil sie das alles ja auch schon kannten, ambulierten führende Mitglieder der Kirchenleitung in dieser Zeit draußen auf dem Flur auf und ab und wälzten andere Probleme.

Wir sind froh darüber, die Fülle der Botschaft zu haben – und wir verstecken sie, wenn wir nicht in der Lage sind, Menschen dort abzuholen, wo sie sind, und dort anzusprechen, wo sie sich einbringen können. Wie farbig hätte z. B. eine solche Schlußveranstaltung sein können, wenn hier Kinder und Jugendliche gebastelte Ergebnisse zum Thema „Mit Christus leben“ auf Postern, Transparenten oder Tageslichtfolien, aber auch als gesungene, getanzte und gespielte Beiträge hätten einbringen können. Da wären alle dabeigewesen und mit heißen Herzen nachhause gefahren.

Ich hoffe, wir haben aus den Erfahrungen gelernt.

2.8. Ein letzter Gedanke: Lassen Sie uns bitte viel mehr Zeit darauf verwenden, darüber nachzudenken, wie unser Miteinander in den Gemeinden liebevoller sein kann – und zwar ganz konkret.

Wir sind eine kleine Kirche. Wer zu uns kommt, kann zunächst ohne viel über Glauben zu sprechen, menschliche Geborgenheit erfahren. Unser Verhalten und unsere Offenheit denen gegenüber, die am Sonntag in unseren Gottesdiensten auftauchen, könnte ein deutlicheres Bekenntnis als das gesprochene Apostolicum sein. Hier gibt es viele gute Ansätze, die ausbaufähig sind. Aber schreckt unser Gemeindeleben, schrecken unsere Querelen in der Gemeinde nicht auch viele ab, die unser Bekenntnis brauchen? Wir wissen doch: Was ich in einer mir angenehmen Umgebung erfahre, womit ich positive Erinnerungen verbinde, das nehme ich nicht nur lieber auf, das haftet auch besser und bekommt eher Bedeutung für mein Leben. Ich weiß, daß an manchen Orten vieles im Argen liegt. Daß unser Glauben und Bekennen nach außen so wenig überzeugt, wenn unser Umgang miteinander nicht stimmt.

Ich habe nicht umsonst darauf hingewiesen, daß wir in Bezug auf Kommunikationstheorie und Konfliktlösungsstrategien professioneller werden müssen. Vielleicht müssen wir aber auch einfach mal darüber nachdenken, was uns wesentlich ist und wie wir Gottes Liebesgebot umsetzen können.

Dies betrifft den Umgang miteinander sowohl in den Gemeinden als auch zwischen Gemeinden. Es betrifft aber in dieser besonderen historischen Situation auch das Verhältnis zwischen den lutherischen Christen in den beiden Teilen Deutschlands, die nun zur SELK zusammenwachsen wollen. Wir haben in den zurückliegenden Monaten erfahren müssen, daß das Zusammenwachsen der beiden Teile Deutschlands in der Regel nicht gekennzeichnet war durch ein brüderliches Aufeinanderzugehen, sondern daß sich die Bürger in Ostdeutschland in vielfacher Weise von uns, den „Wessies“ vereinnahmt fühlten. Daß hier westliches Denken, westliche Gewohnheiten unreflektiert übergestülpt wurden, ohne zu fragen, was denn wohl als Bewährtes vorhanden ist. Daß hier vielfach so gehandelt wurde – und weiter wird – als besitze der die höhere Weisheit in allen Bereichen, der die wirtschaftliche Macht hat.

Hier liegt auch eine Herausforderung für uns. Wir können als lutherische Christen beim Zusammenschluß der beiden Kirchen vorleben, was wirkliches brüderliches Aufeinanderzugehen und Aufeinanderhören, was Zusammenwachsen bedeutet – und damit ganz konkret bei dieser Synode beginnen.

Ich komme zum Schluß:

Wir werden den Herausforderungen unserer Zeit nur gerecht, wenn wir uns auf das Eigentliche unseres Glaubens besinnen, die Verknüpfung mit dem Alltag bewußt und professioneller vornehmen und unsere Kraft nicht mit „Traditionspflege“ vergeuden. Ansätze sind vorhanden – sie sollten ausgebaut und durch das Gebet um den Heiligen Geist begleitet werden.

Ich schließe mit zwei Worten des Apostels Paulus:

„So bestehet nun in der Freiheit, zu der uns Christus Jesus befreit hat.“ (Galater 5,1)
und:

„Wenn ich mit Menschen- und mit Engelszungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönend Erz oder eine klingende Schelle“ (1: Kor. 13,1)